

Elias Canetti -

ein Aufsehen erregender
Manuskriptfund!



Foto: © Elias Canetti Erben, Zürich

Ein unverblümter Text über Canettis Jahre in England: über verarmende Adlige und wirklich arme Emigranten, über eitle Dichter und schöne Malerinnen und über seine Liaison mit der später berühmten Autorin Iris Murdoch. Das Nachwort des Londoner Literaturwissenschaftlers Jeremy Adler – Sohn von H. G. Adler und seit seiner Kindheit mit Canetti bekannt – und Fotografien aus der Zeit machen den Band zu einem wichtigen Teil von Canettis Autobiografie.

248 Seiten mit 12 Fotografien. Gebunden
€ 17,90 [D] / sFr 31,20

www.hanser.de
HANSER

→ WALTER HELMUT FRITZ

Aufzeichnungen

WÄHREND EINES VORTRAGS hörte ich den Schriftsteller Miguel Angel Asturias von seiner Heimatstadt Guatemala sagen, sie rausche wie das offene Meer. Er liebte – damit die Worte nicht heruntergewirtschaftet würden – das abkürzende Sprechen. Trotz aller Hindernisse gebe es in der Arbeit zuweilen ein plötzliches, unerwartetes Gelingen. Wichtig war ihm ein geduldiges Hinsehen auf das, was ihm die Überlieferung gab und was ihm in der Gegenwart fast verdeckt schien. Es komme immer wieder vor, daß er sich vergewissern müsse, daß er da sei, so durchsichtig werde das Leben. Er nannte Helligkeit – weil sie jeden Morgen in alle Himmelsrichtungen eile – beschäftigt. Keinen Augenblick wirkte er aufgeplustert. Seine Ruhe war für ihn ein Versteck.

STERNSCHNUPPEN fielen vor einer Wand von Dunkelheit. Als Kinder standen wir abends am Fenster oder vor dem Haus und warteten auf sie. Der Raum dehnte sich. Da, sagten wir abwechselnd, wenn wieder einer der Lichtpunkte am Himmel erschien. Sie machten einen sehend. Sie tauchten auf, als hätten sie eine Tür geöffnet, sprangen für Sekunden in die Tiefe und verschwanden. Während die Nacht sie wieder aufnahm, erweckten sie eine Sehnsucht, die Sehnsucht blieb. Sie waren unterwegs. Sie machten ihre kurze Bahn sichtbar. Wenn sie besonders hell oder groß waren, nannten wir sie Feuerkugeln. Hin und wieder waren sie so zahlreich, daß sie Schwärme bildeten. Sie trieben dahin. Später sanken sie mit uns in den Schlaf.

ALAIN BOSQUET liebte beiläufige Anspielungen, aber auch „Summen“ – er habe alles bekommen und alles verloren, meinte er, als wir uns das letzte Mal trafen. Oft überraschend seine Beobachtungen. Er sah einer Schwalbe nach und sagte: wie sie flackert. Gelesen hatte er aus einem seiner Romane. Darin ließ er eine Frau festhalten: „ich habe gelernt, nicht mehr das Glück von der Verzweigung unterscheiden zu wollen.“ In Erinnerung geblieben ist mir vor allem seine Bemerkung, wer etwas suche, sei kurz, bevor er es finde, blind.



ALS SCHATTEN AUF FESTEM BODEN. – Der Mann hat als erster im Ruderboot den Pazifik überquert. Seine Fahrt begonnen hatte er in Peru. Fast ertrunken wäre er erst kurz vor der Landung an der Küste Australiens, wo er in der Brandung kenterte. Dreizehntausend Kilometer hat er zurückgelegt. Aber er sei im Wellenschlag der Tage und Nächte hauptsächlich von der Strömung seinem Ziel nähergetragen worden, sagte er. Zeitweise habe ihn Sturm vor sich hergefegt. Seine Vorräte reichten knapp. Überraschend seine Bemerkung, er habe das Gefühl, nach dem unendlichen Augenblick auf dem Meer als Schatten auf festem Boden zu stehen.



UNTERWEGS erschien plötzlich – es war Februar, an der Bergstraße lag noch Schnee – in einer flachen, geschützten Mulde der blühende Mandelbaum. Ein Geschenk, ein unvermitteltes DA, etwas, das sich nicht entzog, ein Feuer. Keine Sinnestäuschung. Ein Aufgehen der Augen. Immer wieder der Anfang. Seit Tagen war die Temperatur überraschend mild gewesen. Die Stunde, der Hang, ein kurzer, verfliegender Windstoß, die Ferne, der Himmel waren in dem Baum zusammengefaßt, hatten in ihm ihre Mitte, ordneten sich auf ihn hin, auf diesen stillen Jubel, dieses Vertrauen, das für sich, aber nicht nur für sich sprach.

ALS SCHATTEN AUF FESTEM BODEN. – Der Mann hat als erster im Ruderboot den Pazifik überquert. Seine Fahrt begonnen hatte er in Peru. Fast ertrunken wäre er erst kurz vor der

ERNEST CHAUSSONS TRIO OP. 3 und sein Klavierquartett op. 30. Welche fast verschollenen Gedanken bringen die Melodien wieder? Welches Dasein, Dortsein, Fernsein? Welchen Zuwachs an Ahnung? Welche Freude, leicht und schwer? Als wollte einer nicht aufhören zu danken.

WORAUF VERLAß SEI. – Unterwegs zu einer Lesung gingen wir ein Stück weit unter Platanen. Während man sah, daß die Blätter sich unter ihnen sammelten, verstand man, wie Zeit geschieht. Ungewöhnlich direkt meinte Uwe Johnson, auch sein Leben sei schon fast entlaubt. Als er nachher las, merkte man: die Bücher – u. a. die „Zwei Ansichten“ – ruhten in seiner Hand. Die Art, wie er die Sätze auseinander hervorgehen ließ, machte bewußt, daß er nicht überraschen, sondern nur etwas zeigen und Fragen stellen wollte, etwa die, worauf eigentlich Verlaß sei. Sein Gesicht erzählte von dem, was er mitgemacht hatte, von Einsamkeit und davon, wie wichtig es ist, verlieren zu lernen. Aus der anschließenden Wechselrede schrieb ich mir seine Äußerung auf, am schönsten sei es, so sehr bei einer Sache zu sein, daß man sich selber unkenntlich werde; auf diese Weise könne man manchmal vergessen, wie sehr man zwischen den Fragen, die man stellt, und den versuchten Antworten eingesperrt sei. Draußen hatte Regen über die Straße zu eilen begonnen.

BEI EINER TAGUNG Gespräch in einer Hotelhalle mit dem Nietzsche-Herausgeber Mazzino Montinari. Über die Freundschaft zwischen Nietzsche und Wagner. Die Trennung habe endgültig sein müssen. Um so mehr sei Nietzsche der Erinnerung an Tribtschen treu geblieben. Dabei zog er seine Brieftasche heraus und gab mir ein Blatt, auf dem er Sätze aus einem Abschnitt der „Fröhlichen Wissenschaft“ notiert hatte:

„Sternen-Freundschaft. – Wir waren Freunde und sind uns fremd geworden ... Wir sind zwei Schiffe, deren jedes sein Ziel und seine Bahn hat; wir können uns wohl kreuzen und ein Fest miteinander feiern, wie wir es getan haben – und dann lagen die braven Schiffe so ruhig in *einem* Hafen und in *einer* Sonne, daß es scheinen mochte, sie seien schon am Ziele und hätten e i n Ziel gehabt. Aber dann trieb uns die allmächtige Gewalt unserer Aufgabe wieder auseinander, in verschiedene Meere und Sonnenstriche, und vielleicht sehen wir uns nie wieder ... Es gibt wahrscheinlich eine ungeheure unsichtbare Kurve und Sternbahn, in der unsere so verschiedenen Straßen und Ziele als kleine Wegstrecken *einbegriffen* sein mögen – erheben wir uns zu diesem Gedanken! Aber unser Leben ist zu kurz und unsere Sehkraft zu gering, als daß wir mehr als Freunde im Sinne jener erhabenen Möglichkeit sein könnten. Und so wollen wir an unsere Sternen-Freundschaft *glauben* ...“

Diese Sätze habe Nietzsche zwar im Hinblick auf seine gescheiterte Freundschaft mit Wagner niedergeschrieben, sagte Montinari, aber sie hätten – dank ihrer grundsätzlichen Bedeutung – nicht selten auch ihm persönlich geholfen und er sei verschiedentlich Menschen begegnet, die ihm das für ihr eigenes Leben bestätigt hätten.

PIA. – „Ich will eine Geschichte schreiben, die ich erlebt habe, aber an die ich mich nicht erinnern kann. Daher muß ich sie mir erfinden.“ Eine Notiz Franz Tumlers in seiner Erzählung „Pia Faller“. Der Erzähler denkt daran, wie er in seiner Kindheit aufhörte, sich mit Musik zu beschäftigen, als die Frau, die ihm Unterricht gab, aus ihrer Wohnung ausziehen mußte. Die Tochter dieser Frau hieß Pia. Eines Tages bekommt er einen Brief von ihr. Sie schreibt ihm, sie habe gehört, daß im Funk eine Geschichte von ihm vorgelesen worden sei, sie habe sich gewundert, ihren Namen als deren Titel zu finden. Die Schrift ist ihm angenehm, er antwortet, zögert aber, als er einen weiteren Brief bekommt, merkt, daß die geschriebene Erzählung „einem Weitermachen, Brieflesen, Briefschreiben im Weg steht“, daß er jemanden mit seinem Text „betrogen“ hat. Einige Jahre, bevor er erschien, erzählte Franz Tumlér – während eines Abends in Triest – von seinem Plan, ihn zu schreiben, von der Verhexung durch diesen Namen, die ihm unverständlich geblieben sei. Erst in diesem Zusammenhang sei ihm aufgegangen, was es bedeutet, wenn man sagt, ein Wort nehme einen gefangen.

ER KOMMT AUS THAILAND, ist seit einigen Wochen Student an der Kunstschule; kann die Überschwemmung nicht vergessen, die er zu Hause erlebte, die Toten, die zerstörten Häuser, die Vernichtung der Reisernte. Jetzt sucht er sich auf seine Zeichnungen zu konzentrieren, kauft sich die weichsten Stifte, die er finden kann, zeichnet manchmal mit der linken Hand, weil dann, wie er sagt, seine Unsicherheit besser zum Vorschein kommt. Immer wieder habe er bei der Arbeit das Gefühl, durch einen Vorhang zu gehen. Im übrigen bleibe ihm verborgen, was er tue. Die Linien der Zeichnung – er nennt sie klug – hätten vielleicht die Fähigkeit, Dinge vorauszusehen. Wenn er ein Blatt beiseite lege, wisse er nicht, ob er am Ziel sei oder es verfehlt habe.

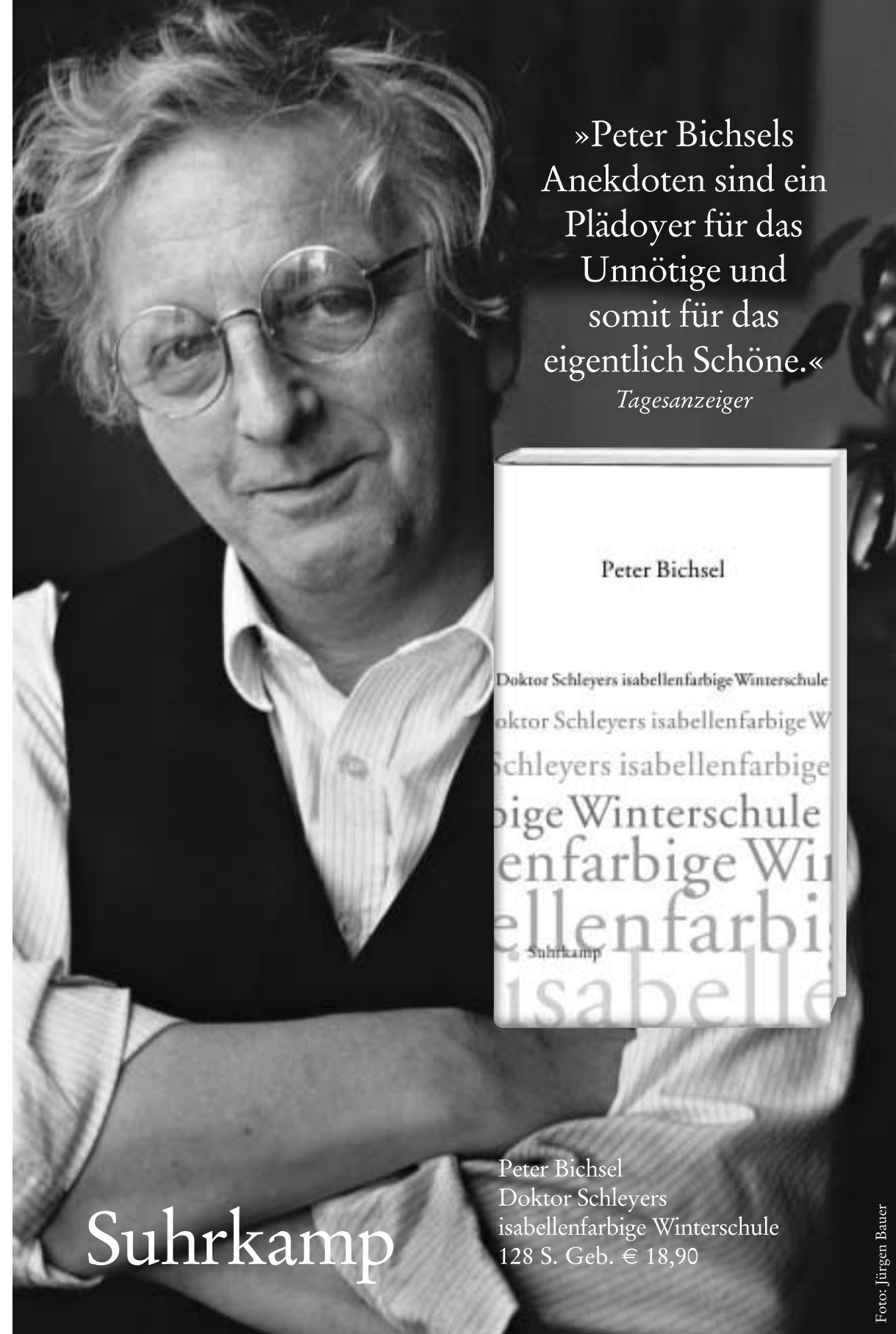
„FLUCHTPUNKT SANTIAGO“ hieß der Vortrag, den der Philosoph und Soziologe Dietmar Kamper an einem Juni-Wochenende aus Anlaß der Verleihung des Petrarca-Preises an Gerhard Meier im burgundischen Vézelay hielt. Ich war von dem, was er sagte und wie er es sagte, sofort berührt und verfolgt von da an seine Veröffentlichungen, lernte sein Interesse für Verdrängtes, Unterdrücktes, Ausgeschlossenes kennen, für die Schwere und Endlichkeit des menschlichen Körpers, für die Einbildungskraft, für eine Fragekunst, die ihre Antworten „nicht schon heimlich präpariert hat“. Seine Überlegungen blieben komplex, waren geprägt von der „Anstrengung, überhaupt da zu sein und von Tag zu Tag weiterzukommen“, von seinem Hunger nach Einzelheiten, seiner Weigerung, Lösungen vorzutäuschen, seinem immer neuen Starrwerden vor Entsetzen beim Blick auf den Wahnsinn des Laufs der Welt. Ein Jahr nach dem Treffen in Vézelay sprach er von dem „Nachzauber“, von dem „unverhofften Augenblick des Wiedersehens, stolpernd am Rand der Straße, obwohl man sich noch nie gesehen hatte“. Das Netz der Freundschaft, in dem er lebte, bleibt, seitdem er tot ist, wahrnehmbar im „Nachschein des Irdischen“.



Vita

WALTER HELMUT FRITZ, geb. 1929 in Karlsruhe. Studium der Literatur und Philosophie. Bis 1964 Gymnasiallehrer, Schriftsteller, Dozent, 1968–1970 Lektor im S. Fischer Verlag, 1983 Poetik-Dozentur der Universität Mainz. Mitglied im P.E.N., in der Akademie der Wissenschaften und der Literatur, Mainz, in der Bayerischen Akademie der Schönen Künste, München, sowie in der Deutschen Akademie für Sprache und Dichtung, Darmstadt. Zahlreiche Auszeichnungen, u. a. Literaturpreis der Stadt Karlsruhe (1960), Villa-Massimo-Stipendium (1963), Förderpreis Literatur (Stipendium) zum Kunstpreis Berlin (1973), Großer Literaturpreis der Bayerischen Akademie der Schönen Künste (1995).

Erstveröffentlichung



»Peter Bichsels Anekdoten sind ein Plädoyer für das Unnötige und somit für das eigentlich Schöne.«

Tagesanzeiger



Peter Bichsel
Doktor Schleyers
isabellenfarbige Winterschule
128 S. Geb. € 18,90

Suhrkamp